

KOMPAKT

Dachau

AUSSTELLUNG Die KZ-Gedenkstätte Dachau hat zum Jahrestag der Befreiung eine Sonderausstellung zur Kunst des Dachau-Überlebenden Georg Tauber (1901–1950) eröffnet. Der Reklamezeichner dokumentierte unmittelbar nach seiner Befreiung nicht nur den gewaltsamen »Alltag« im KZ Dachau, sondern auch die Ankunft der US-amerikanischen Truppen sowie das Leben im Lager nach der Befreiung. Die über 60 Zeichnungen werden erstmals der Öffentlichkeit präsentiert. Sie sind bis zum 28. Februar in der Alten Römerstraße 75 in Dachau zu sehen. *ikg*

Freundschaft

SCHAU Den Komponisten Karl Amadeus Hartmann (1905–1963) verband eine Künstlerfreundschaft mit der 1941 nach Kaunas deportierten und ermordeten jüdischen Malerin und Bühnenbildnerin Marie Luise Kohn (genannt Marie Luiko, 1904–1941). In Erinnerung an Kohn und Hartmann zeigt die Karl-Amadeus-Hartmann-Gesellschaft bis zum 17. Juni in der Franz-Joseph-Straße 20 eine kleine Gedenkausstellung. Geöffnet ist Dienstag bis Donnerstag von 10 bis 16 Uhr. Es wird um telefonische Voranmeldung unter 089/ 34 79 67 gebeten. *ikg*

Flüchtlinge

WARNUNG IKG-Präsidentin Charlotte Knobloch sieht dringenden Bedarf für wertorientierte Integrationsmaßnahmen bei Flüchtlingen. »Die überwiegende Mehrheit der Geflüchteten fremdelt mit Werten wie Toleranz, Gleichberechtigung, Säkularisierung und hat den Hass auf Juden als selbstverständlichen Bestandteil der Erziehung erfahren«, schrieb Knobloch in der Tageszeitung Mannheimer Morgen. *ikg*

9. Mai

GEDENKTAG Einmal im Jahr, diesmal am vergangenen Sonntag, treffen sie sich im Gemeindezentrum der IKG, um Erinnerungen und Neuigkeiten auszutauschen: jüdische Veteranen des Zweiten Weltkriegs, die in der Roten Armee gekämpft und in München eine neue Heimat gefunden haben. »Für sie hat der Sieg über das NS-Regime eine hohe Bedeutung«, sagte IKG-Präsidentin Charlotte Knobloch. »Kein Land verlor mehr Menschen als die Sowjetunion.« *ikg*



IKG-Präsidentin Knobloch mit Veteranen

»Ich kann nicht vergessen«

JOM HASCHOA Zeitzeuge Abba Naor hielt die Gedenkrede in der Synagoge Ohel Jakob

VON HELMUT REISTER

Es ist eine Zäsur, die kommen wird und die sich nicht hinauszögern lässt: die Zeit ohne die Zeitzeugen des schlimmsten Verbrechens der Menschheitsgeschichte, der Schoa. »Diese Zeitzeugen sind es, die die Erinnerung in einer Weise wachhalten, wie es Bücher, Zeitungsartikel und Erzählungen aus zweiter oder dritter Hand nie schaffen können«, weiß IKG-Präsidentin Charlotte Knobloch. »Und diese Menschen sind es auch, die die Lehren, die aus der Geschichte gezogen werden müssen und unsere rechtsstaatlichen Grundwerte so wichtig erscheinen lassen, überzeugend vermitteln können.«

Warum das so ist, wurde in der vergangenen Woche am Jom Haschoa in der Synagoge am Jakobsplatz deutlich. Mehr als sieben Jahrzehnte sind seit dem Aufstand im Warschauer Ghetto und der Befreiung der Konzentrationslager vergangen. In Person des fast 90-jährigen Abba Naor, der die Gedenkrede hielt, war die Vergangenheit jedoch in eindringlicher Form präsent. Er hat ein Ghetto (Kaunas) erlebt, überlebt, auch das KZ Stutthof und die berüchtigten Dachauer Außenlager Utting und Kaufering. Ein großer Teil seiner Familie nicht.

Mit 16 wurde er von Mutter und Bruder getrennt, die in Auschwitz umkamen.

An der Gedenkstunde, die sich vor allem an die Mitglieder der IKG richtete, nahmen auch zwei Personen teil, die Freunde der jüdischen Gemeinde sind, dies oft zum Ausdruck gebracht haben und sich auch mit Abba Naor emotional verbunden fühlen: Barbara Distel, bis zum Jahr 2008 fast 30 Jahre lang die Leiterin der Gedenkstätte Dachau, und der ehemalige Gautinger Bürgermeister Ekkehard Knobloch, auf dessen Initiative hin 1989 ein Mahnmahl zur Erinnerung an die Todesmärsche errichtet wurde. Auch Abba Naor nahm daran teil.

Als Abba Naor in der Synagoge an das Pult tritt, war ein Psalm, gesungen vom Chor »Schma Kaulenu«, gerade verklungen. Zuvor hatte der Chor des Jugendzentrums »Neshama« Lieder gesungen und Rezitationen vorgetragen. »Ist es möglich, zu vergessen, was man als 13-Jähriger erlebt hat?«, fragte Naor. Er stellte die Frage bewusst in den Raum – und lieferte nach einigen Momenten die Antwort: »Wir wurden physisch befreit, aber seelisch sind wir nicht befreit worden. Ich kann nicht vergessen.«

BIOGRAFIE Als Zeitzeuge tritt Abba Naor seit mehr als 20 Jahren in Schulen und Universitäten auf, er hat einen deutsch-israelischen Schüleraustausch initiiert, ist Repräsentant Israels im Internationalen Dachau-Komitee und hat sein Leben in dem Buch *Ich sang für die SS* (C.H. Beck)



Stimmgewaltig: der Synagogenchor Schma Kaulenu bei der Gedenkveranstaltung



»Warum habt ihr uns verfolgt und ermordet?«: Zeitzeuge Abba Naor



»Die Erinnerung wachhalten«: das IKG-Jugendzentrum Neshama

Fotos: Marina Maisel (5)

beschrieben. Für sein Engagement, das die Verständigung zur Grundlage hat, hat ihm Bayerns Ministerpräsident Horst Seehofer das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Am 2. Mai 1945 wurde Naor befreit. Zu diesem Zeitpunkt ist er erst 17 Jahre alt und weiß doch schon mehr vom Tod, von Ver-

zweiflung und menschlicher Brutalität als die kampferprobten US-Truppen. Wenig später findet er seinen Vater wieder, der das Grauen überlebt hat, aber eine Rückkehr in die Heimat Litauen ist indiskutabel. In seinem Buch schreibt Naor: »Ich habe einmal den litauischen Botschafter gefragt: Wir

waren doch alle Litauer, standen auf, wenn die Nationalhymne gespielt wurde. Mein Vater war Soldat und hat für Litauen gekämpft. Warum habt ihr uns verfolgt und ermordet? Er gab mir keine Antwort und schwieg.«

ISRAEL In der Gedenkstunde in der Synagoge erinnerte sich Naor an seine Kindheit in Litauen. »In der Schule wurde Hebräisch unterrichtet, es gab jüdisches Theater, jüdische Organisationen, ein jüdisches Krankenhaus«, sagte er nachdenklich. »Wir waren frei. Dann von einem Tag auf den anderen begann der Mord an der jüdischen Bevölkerung, von einem Tag auf den anderen wurden unsere litauischen Nachbarn unsere Mörder.«

Nach dem Krieg, nach den Nazis, begann der Schoa-Überlebende, der heute wechselweise in München und Tel Aviv lebt, in Israel ein neues Leben, weit weg von den Orten der schrecklichen Erinnerungen. 1947 kam er dort an, ruhig wurde es nicht. Der einstige Ghetto-Junge, der Nachrichten für den Widerstand transportierte und der NS-Zeit durch Zufall lebend entkam, folgte seinen Überzeugungen. Er kämpfte 1948 als Soldat im Unabhängigkeitskrieg, wurde danach Agent des Mossad und war in den 60er-Jahren an der Rettung der äthiopischen Juden beteiligt.

Abba Naor könnte viele Episoden erzählen, die ihm bei Zuhörern den Glanz eines Helden verleihen würden, doch bei der Gedenkstunde in der Synagoge berichtete er von der Schoa und seinem Überleben. »Mein Hass ist vergangen. Und auch das Gefühl von Schuld, überlebt zu haben. Doch die Zeit heilt keine Wunden.« Deshalb hatte er nach dem Krieg auch darauf verzichtet, die sogenannte Wiedergutmachung des Staates anzunehmen. Schon das Wort »Wiedergutmachung« erregt seinen Unmut: »6000 Mark für meine geraubte Kindheit, für meine Mutter und meine Brüder? Niemand kann wiedergutmachen, was die Nazis mir angetan haben!«

ERSTAUNEN Wiedergutmachung sind für ihn Gespräche mit Schülern – und die Briefe, die er von ihnen bekommt, die ihm das Gefühl geben, etwas bewirkt zu haben. Der Brief von einem Schüler namens Robert geht ihm besonders nahe. Dieser schrieb ihm einmal: »Sie verwandelten meine Scham, die ich als Deutscher im Zusammenhang mit der Schoa empfinde, in das Erstaunen darüber, wie jemand, der so viel Leid ertragen musste, so unvoreingenommen und freundschaftlich der Jugend seines ehemaligen Peinigervolkes gegenüber eingestellt sein kann.«

Das Trauergebet El Male Rachamim, vorgetragen von Rabbiner Shmuel Aharon Brodman, galt dem Anlass entsprechend den Toten. Die Zukunft trägt Abba Naor, nur einen Griff entfernt, in seiner Brieftasche stets mit sich herum: Fotos seiner Familie. Für ihn ist sie ein unermesslicher Schatz: »Zwei Kinder, fünf Enkel, sechs Urenkel. Sie sind mein ganz persönlicher Sieg über die Nazis.«

Von Dorfjuden und Milchmännern

LITERATUR München erinnerte mit einer Lesung an den 100. Todestag von Scholem Alejchem

Auch 100 Jahre, nachdem Scholem Alejchem am 13. Mai 1916 in New York den Folgen einer Tuberkulose erlag, ist er in aller Welt und in München nach wie vor unvergessen. Nicht, dass etwas darüber bekannt wäre, dass Alejchem niemals in München gewesen ist. Die Stationen seines Lebens waren sein Geburtsort Perejaslaw in der Ukraine, Kiew, Wien, Paris, Czernowitz, Odessa, New York, Berlin, Baranowitsch in Weißrussland, Lausanne, Badenweiler, Nervi bei Genua, das Ostseebad Ahlbeck und wieder New York. Doch München und Umgebung wurde nach der Befreiung von 1945 bis in die 50er-Jahre blühendes Zentrum jiddischsprachiger Kultur von jüdischen DPs (Displaced Persons). Sie verehrten die Klassiker Mendele Moicher Sforim, Jizchok Leib Perez und den »literarischen Enkel« Scholem Alejchem.

Der Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur richtet in Kooperation mit dem Kulturzentrum der IKG einen Scholem-

Alejchem-Vortrag aus, zu dem alljährlich im Sommer ein jiddischsprachiger Referent eingeladen wird. In München unterhält der Schweizer Manesse-Verlag eine Dependence; in deren Reihe der Weltliteratur

ist Alejchems *Tewje, der Milchmann* vertreten. Zum Jubiläumstermin brachte Verleger Horst Lauinger eine Neuauflage – in der Übersetzung und mit einem Nachwort von Armin Eidherr – heraus und verband

dies mit einer Buchpräsentation im Jüdischen Gemeindezentrum.

Den Vortrag selbst hielt Evita Wiecki, Jiddischlektorin an der LMU. Sie stellte das Leben und Werk von Scholem Rabinowitsch, wie der Schöpfer von Erzählungen und Essays, Romanen und Theaterstücken ursprünglich hieß, vor. Seine humoristische Betrachtung des Schtetl-Lebens ist im öffentlichen Bewusstsein immer noch präsent, führte Wiecki aus – nicht zuletzt durch den Erfolg des Musicals *Anatevka*, für das der Episodenroman über den mit sieben Töchtern gesegneten Milchmann Tewje den Stoff lieferte. Zudem hätten Alejchems Themen nichts von ihrer Aktualität verloren: »In seinen Büchern geht es um Heimat und Flucht, Armut und Sicherheit, Glaube und Moral, und im *Tewje* um die Sorge um die Kinder und den Generationenkonflikt.«

Scholem Alejchems Stärke war, so Evita Wiecki, seine Beobachtungsgabe. Er kann-

te die wohlhabenden Sommerfrischler, aber auch Luftmenschen und Dorfjuden wie Tewje. Der Monolog in der ersten Person sei sein bevorzugtes Stilmittel gewesen. Seine Gesellschaftskritik berücksichtigte »die sich wandelnden Lebensumstände der Juden in Osteuropa, die Pogrome, Massenauswanderung, aber auch Urbanisierung und Auflösung traditioneller Lebensstrukturen«. Für die Lesung wählte Evita Wiecki Schlüsselszenen aus Alejchems *Tewje*, die Eli Teicher im jiddischen Original im Wechsel mit Armand Presser auf Deutsch vortrug. Die Passagen verrieten den Zuhörern, wie Tewje Milchmann wurde, wie ein Revolutionär seine Tochter Hodel erobert und was er über Heimat und Migration denkt.

Wie heißt es so schön in Scholem Alejchems Testament: »Der bester monument vet zayn far mir, az men vet leynen mayne verk.« – »Das beste Denkmal für mich wird sein, wenn meine Bücher gelesen werden.«

Helen Richter



Gut besucht: die Veranstaltung in Erinnerung an den Schriftsteller Scholem Alejchem